

### Zu diesem Buch

Ein geistig gestörter Mann hält sich für den Teufel und ist in der Lage, den Tod vorherzusagen. Diese Fähigkeit wird von einem Verbrecher erkannt und für erpresserische Zwecke genutzt.

Kommissarin Hansen begegnet zufällig dem Teufel in dessen irdischer Funktion. Der hält sie für einen Engel, er beginnt an seiner Position als Herrscher der Unterwelt zu zweifeln und verliert seine Fähigkeit, den Tod vorherzusagen.

Der Verbrecher, der ihn ausnutzt, will das nicht akzeptieren. Er plant, die Kommissarin in einer spektakulären Zeremonie zu töten, um so das Weltbild des Teufels wiederherzustellen. Nur irdische Mächte können ihr jetzt noch helfen.

Der Roman spielt 2016 in der Umgebung von Stade und Freiburg.

# DIE KOMMISSARIN

## UND

# DER TEUFEL

## PETER ECKMANN

### **Tod eines Schiffsoffiziers**

Freitag, der 1 Juli 2016. Hinnerk Jensen, Mitinhaber und Vorstandsvorsitzender der Dollart AG, einer Reederei mit elf Schiffen, die in der Nordsee Passagierdienste durchführen, blickt mit krauser Stirn auf den Ausdruck, der vor ihm auf dem riesigen, eichenen Schreibtisch liegt. Er liest den Text noch einmal durch, zögert, nimmt das Blatt in die Hand. Er ist kurz davor, es zu zerknüllen und in den Papierkorb zu werfen. Schließlich legt er es wieder hin, streicht es glatt und liest es abermals durch.

„Innerhalb der nächsten vier Wochen wird Hauke Boldixen, einer Ihrer ersten Offiziere, sterben. Wenn Sie sein Schicksal nicht teilen wollen, zahlen Sie die Summe von 250.000 Euro. Details folgen, sobald Sie ihr Einverständnis signalisiert haben. Geben Sie zu diesem Zweck am 1. August eine Anzeige in den Cuxhavener Nachrichten auf, Rubrik Traueranzeigen. Text: „Vielen Dank für die Grabbeigaben. Eure Oma““

Er richtet sich auf und ruft: „Frau Wienberg, kommen Sie bitte!“ Ungeduldig trommelt er mit den Fingern auf der Schreibtischunterlage.

Seine Sekretärin tritt ein, mit dem Notizblock in der Hand. „Sie wünschen, Herr Jensen?“ Ihr Chef ist ein Vorgesetzter alter Schule, mit noch sehr patriarchalischen Gewohnheiten.

„Ist Herr Boldixen in seinem Büro?“

Sie muss nicht lange überlegen. „Nein, der ist heute und morgen auf der MS Norderney unterwegs. Soweit ich weiß, wird er nicht vor morgen Abend wieder an Land sein. Soll ich herausfinden, wann genau Herr Boldixen zurück ist?“

„Ja, tun Sie das bitte.“ Verärgert und beunruhigt lehnt er sich zurück. „Lassen Sie ihm ausrichten, dass ich ihn so schnell wie möglich sprechen möchte.“

„Sehr wohl, Herr Jensen.“ Sie wendet sich zur Tür. „Ist das alles?“

Der alte Reeder knurrt etwas Unverständliches, antwortet dann noch kurz angebunden. „Danke, Frau Wienberg, das wär's vorerst.“

Sie geht hinaus und setzt sich im Vorzimmer an ihren Schreibtisch, der höchstens halb so groß ist, wie der ihres Chefs. Sie kramt aus einem kleinen Kasten einen Zettel und schreibt mit ihrer deutlichen Handschrift eine kurze Nachricht. Im Stockwerk über ihr ist ein Büro für einen Teil der Offiziere. Sie teilen sich zu viert einen Raum. In der Regel klappt das gut, sie sind ohnehin meistens auf See. Herr Krönrey, der alte Bootsmann, ist der einzige von ihnen, der im Augenblick hier ist.

„Hallo, Emma. Nett dich zu sehen. Was führt dich hierher?“ Er mustert mit wachem Blick ihre Sekretärin, die sich heute wieder nett gekleidet hat. Sie trägt ein rotes Kostüm mit nicht zu langem Rock zu ihren halbhohen, cremefarbenen Pumps.

„Guten Tag Bernd, ich habe eine Nachricht vom Chef für Hauke. Es scheint wichtig zu sein. Ist es richtig, dass er morgen Abend wieder an Land ist?“

Der alte Seebär nickt und lässt seine Augen nicht von der Sekretärin. „Da hast du recht, min Deern. Das Wetter ist gut, deshalb wird er den Fahrplan wie vorgesehen einhalten. Er wird aber nicht vor Montagmorgen im Büro sein. Wenn er eingelaufen ist, wird er bestimmt sofort nach Hause wollen, immerhin ist er über das Wochenende unterwegs.“

„Ja, in den Ferien ist an den Wochenenden immer viel los.“ Sie legt den Zettel auf den Schreibtisch des ersten nautischen Offiziers Hauke Boldixen, genau in die Mitte der Schreibtischunterlage auf dem sehr aufgeräumten Schreibtisch. Ein paar Stifte liegen in einer Plastikschiene, der Bildschirm ist mit einer Haube abgedeckt. „Mach's gut, Bernd. Ich wünsche dir und deiner Frau ein schönes Wochenende.“

„Danke Emma, gleichfalls!“

Reeder Jensen sitzt an seinem Schreibtisch und grübelt. Soll er die Polizei einschalten? Vielleicht ist es nur ein dummer Streich? Er beschließt, zunächst mit seinem Mitarbeiter zu sprechen und dann abzuwarten. Wie kommt der Absender auf 250.000 Euro? Das ist eine Summe, die er verschmerzen kann, es sind ca. 10 % seines verfügbaren Vermögens. Trotzdem – was für eine Frechheit! Nervös trommelt er wieder mit seinen Fingern auf dem Schreibtisch. Dann richtet er sich abrupt auf und beschließt, diesen Vorgang vorerst zu ignorieren. Das ominöse Schreiben knüllt er zusammen und wirft es in den Papierkorb. Es war der Ausdruck einer E-Mail mit verschlüsseltem Absender, zur Not kann die Wienberg ihm den Wisch erneut ausdrucken.

Es ist Montag, drei Tage später. Hauke Boldixen tritt ein und nickt der Sekretärin zu. „Guten Morgen Emma, ich soll zum Alten kommen?“ Schlank und braun gebrannt ist er in seiner schicken Uniform bei allen weiblichen Angestellten beliebt. Er ist 48 Jahre alt, glücklich verheiratet und gern auf der Arbeit. Die Seefahrt war schon immer ein Jugendtraum von ihm gewesen, den er vor 20 Jahren umgesetzt hat.

„Lass ihn das bloß nicht hören. Es scheint wichtig zu sein, ich drück dir die Daumen.“

Schiffsoffizier Boldixen streicht eine vorwitzige blonde Strähne aus der Stirn und klopft an die massive Eichentür.

„Herein!“ Hinnerk Jensen blickt ihm entgegen und Hauke meint, Sorge im Blick des alten Mannes zu sehen.

„Setzen Sie sich!“, der alte Reeder weist auf den Stuhl vor dem Schreibtisch und mustert seinen Angestellten. Gut sieht der aus, schlank, gesund und sportlich. „Wie fühlen Sie sich, Herr Boldixen?“

Etwas verwundert blickt der seinen Chef an. „Danke der Nachfrage, ich fühle mich gut, ich könnte Bäume ausreißen.“

Herr Jensen rückt unruhig auf seinem Stuhl umher, wie bringt er die Nachricht am besten an? „Herr Boldixen, ich möchte eine heikle Angelegenheit mit Ihnen besprechen. Vielleicht stellt sie sich als grober Unfug heraus, dann werden wir sie am besten vergessen. Falls mehr dahinterstecken sollte, sollten wir vorbereitet sein.“

Der Seeoffizier zieht seine Stirn kraus. Was redet sein Chef da? Er hatte ein Gespräch über seine Urlaubsvertretung erwartet, oder eine Gehaltserhöhung, aber dies war offenbar etwas ganz anderes.

Der alte Reeder trommelt wieder nervös mit den Fingern auf die hölzerne Schreibtischplatte. Es gibt keine nette Art, es dem Ersten zu sagen, so fällt er mit der Tür ins Haus. „Ich habe vor vier Tagen eine E-Mail erhalten, die ihren baldigen Tod ankündigt.“

Stille.

Hauke Boldixen sieht seinen Chef perplex an. Hat er das richtig verstanden? „Bitte? Meinen Tod? Wie ...- wer?“

„Gibt es jemanden, der ihnen nach dem Leben trachtet?“

„Äh, nein! Um Gottes willen!“

Herr Jensen nickt. „Das dachte ich mir, Sie sind doch überall beliebt. Oder haben Sie etwas mit einer verheirateten Frau angefangen und müssen jetzt den Zorn des Mannes fürchten?“ Er lacht etwas gequält und versucht so, dem heiklen Thema einen humoristischen Anstrich zu geben.

Hauke Boldixen schüttelt energisch den Kopf. „Nein, da ist nichts, überhaupt nichts.“

„Sind Sie vielleicht krank und wissen es nicht?“

„Nein, da muss ich ebenfalls passen. Ich bin erst vor zwei Wochen zur Kontrolle beim Doc gewesen; mein Blutdruck ist vielleicht etwas erhöht, aber nicht mehr, als bei vielen anderen auch.“

„Na gut!“ Reeder Jensen schiebt den Schreibtischsessel zurück und erhebt sich. „Dann ist es wohl das, was ich vermutet habe, ein Dummer-Jungen-Streich. Jemand will mich oder Sie erschrecken und auf diese Weise an Geld kommen.“

„Das scheint mir auch so, Herr Jensen.“

„Gut, dann will ich Sie nicht länger aufhalten. Passen Sie auf sich auf!“ Er reicht seinem Mitarbeiter zum Abschied die Hand. „Schot- und Mastbruch!“

Zehn Tage später, Hauke Boldixen steht auf der Brücke der MS Neuwerk und klönt mit dem Rudergänger. Das Wetter ist gut, die See spiegelglatt, kein Windhauch kräuselt das Wasser. In der Ferne ist ein grüner Streifen zu sehen, es ist die Halbinsel Eiderstedt, in einer halben Stunde werden sie ihr Ziel - Strucklahnungshörn auf Nordstrand - erreichen.

„Wie geht es Claudia, soll nicht bald euer zweites Kind zur Welt kommen?“, fragt Hauke Boldixen den Rudergänger, Bootsmann Clausen, einen jungen Mann Anfang dreißig, mit einem braunen Bart, der ihm fast bis zum Hemd reicht.

„Gesine ist jetzt im vierten Monat, das wird noch bis Weihnachten dauern.“

„Dann passt man auf, dass es kein Christkind wird!“

Sie lachen beide, sie sind bester Laune. In etwa einer Stunde ist für sie der Dienst zu Ende. Vorläufig, bis es dann, nach dem Mittag, wieder zurück nach Cuxhaven geht.

Hauke Boldixen steht vor dem Navigationsbildschirm und mustert die Anzeige. Die MS Neuwerk ist ein Fahrgastschiff der Reederei Dollart AG, ein modernes Schiff für 250 Passagiere. Doch was ist das? Er sieht plötzlich alles doppelt, sein Blick ist getrübt, er blinzelt, um wieder ein klares Bild zu bekommen, aber der Nebel vor seinen Augen verschwindet nicht, er wird noch undurchsichtiger. Gleichzeitig fühlt er ein dumpfes Pulsieren im Kopf, jäh setzt heftiger Kopfschmerz ein. Krampfhaft hält er sich am Kartentisch fest und sackt kraftlos auf einen Stuhl.

„Was ist mit dir, Hauke?“ Der Rudergänger schickt einen besorgten Blick zu seinem Kollegen.

Doch der ist zum Antworten nicht mehr in der Lage. Der Kopfschmerz ist unerträglich geworden, ihm ist vollständig schwarz vor Augen. Sein Verstand setzt aus, dann schwindet sein Bewusstsein. Hauke Boldixen fällt vom Stuhl und liegt zusammengekrümmt auf dem Linoleumboden.

„Mensch, Hauke! Was ist mit dir?“ Bootsmann Clausen blickt erschrocken auf seinen Kollegen. Er greift zum Mikrofon und ruft den Kapitän aus. „Captain, kommen Sie bitte sofort zur Brücke, ein Notfall!“

Zwei Minuten später trifft der Schiffsführer ein. Bevor er eine Frage stellen kann, sieht er seinen ersten Offizier am Boden liegen.

„Hauke ist plötzlich umgefallen, wir brauchen einen Arzt!“, ruft der Rudergänger.

Kapitän Heinsohn greift wortlos zu seinem Handy und ruft den Rettungsdienst in Husum an. „Kommen Sie mit einem Rettungswagen zum Anlieger Strucklahnungshörn, wir haben einen bewusstlosen Mann an Bord. Nein, er ist nicht ansprechbar! Wir werden voraussichtlich -“ sein lange geschulter Blick sieht aufmerksam in die Ferne, dort ist bereits am Horizont der Deich der Insel Nordstrand zu erkennen „in zwanzig Minuten anlegen, es ist ein Notfall!“ Er nickt wie zu einer Bestätigung und steckt das Handy in die Hemdtasche zurück. Sein nächster Blick gilt seinem am Boden liegenden Offizier, er kniet sich auf den Boden und fühlt nach dem Puls an der Halsschlagader. Er setzt den Finger ab und fühlt noch einmal, sucht nach einer anderen Stelle am Hals. „Mist, Clausen, ich fühle nichts. Können Sie mal versuchen?“ Er steht auf und macht Platz für seinen vierschrotigen Bootsmann. Der stützt sich mit einer Hand am Boden ab und sucht nach der Halsschlagader, wartet einen Moment. „Nein, Käpt'n, ich fühle auch nichts.“ Er öffnet das Hemd und beugt seinen Kopf bis zur Brust hinunter, hält sein Ohr an den Mund des Ersten. „Scheiße Chef, er atmet nicht, ich glaub, er ist tot.“ Langsam erhebt er sich. „Das unser Kahn aber auch nicht schneller ist, ich fahre mit allem, was unsere Maschinen hergeben!“

Sein Kapitän klopf ihm beruhigend auf die Schulter. „Ich wünschte auch, wir könnten fliegen, da ist nichts mehr zu machen. Erzähl, was ist denn passiert?“

Mit stockender Stimme beginnt Bootsmann Clausen zu erzählen, immer wieder sieht er zu seinem Kollegen auf dem Boden, in der Hoffnung, dass sich vielleicht doch noch ein Anzeichen von Leben zeigen möge. „Da war nicht viel, Chef. Hauke hat sich plötzlich setzen müssen, es hat höchstens ein paar Minuten gedauert, dann fiel er auf den Boden. Seitdem liegt er da.“

Kapitän Heinsohn kratzt sich am Kopf und sieht mit großen Augen auf seinen Offizier hinunter. „Was das bloß ist?“

Eine gute Viertelstunde später legen sie im Hafen von Nordstrand an. Der Rettungswagen mit der orangenen Kennzeichnung auf weißem Untergrund steht schon mit blinkendem Blaulicht an der Mole. Der Notarzt steht mit einer Tasche an der Kaimauer begleitet von einem Sanitäter, und wartet ungeduldig darauf, dass die Gangway heruntergeklappt wird. Als sie liegt, aber noch nicht befestigt ist, eilen die beiden mit raschen Schritten den wackligen Steg zum Schiff hinüber.

Kapitän Heinsohn erwartet sie ungeduldig. „Folgen Sie mir, der Mann liegt auf der Brücke.“ So rasch ihn seine Beine tragen, eilt er zur Kommandozentrale des Schiffes, Arzt und Sanitäter auf den Fersen. Einige Passagiere sind aufmerksam geworden und verfolgen neugierig den Vorfall.

Auf der Brücke stürzt sich der Arzt auf den Mann am Boden, macht dessen Brust frei und setzt ein Stethoskop an. Mit geschlossenen Augen und krauser Stirn lauscht er in das Gerät. Er schüttelt den Kopf und öffnet seinen Koffer, um den Defibrillator herauszuholen. „Fangen Sie mit der Herzmassage an“, fordert er den Sanitäter auf. Der hockt bereits neben Hauke Boldixen und beginnt mit kräftigen Stößen den Brustkorb zu bearbeiten. Der Arzt hat den Defibrillator bereit, setzt ihn an und betätigt den Taster für den Stromstoß.

Hauke Boldixen zuckt kurz, das Stethoskop ist sofort wieder über dem Herzen. Der Arzt horcht ein paar Sekunden. „Einen Versuch noch,“ murmelt er vor sich hin.

Dieselbe Prozedur, der Mann zuckt wieder leicht, wieder kommt das Stethoskop zum Einsatz. Doktor Wüsthoff steht mit gesenktem Kopf auf und steckt das Stethoskop in die Tasche seiner weißen Jacke. Er blickt sich im Kreise der Zuschauer um, es sind der Bootsmann, der Kapitän, der Sanitäter sowie der Obersteward, der wegen seiner Teilnahme am Krankenpflegeersatzlehrgang auch auf die Brücke gerufen worden ist.

„Der Mann ist tot, schon eine Weile, zwanzig Minuten, halbe Stunde würde ich sagen. Da kann man nicht mehr reanimieren. Woran er gestorben ist, werden die Kollegen von der Pathologie herausfinden müssen.“ Er blickt zu seinem Gehilfen. „Wir werden sofort einen Leichenwagen des hiesigen Bestatters anfordern, wir dürfen keine Toten transportieren.“

Kapitän Heinsohn blickt abwesend dem davongefahrenen Rettungswagen hinterher, dann fällt sein Blick auf seinen toten Offizier, über den der Rudergänger eine Decke gelegt hat. Er gibt sich einen Ruck und sieht die Umstehenden an. „Wir können jetzt nichts mehr tun. Zum Trauern haben wir keine Zeit, der Dienst muss weitergehen.“

Der zweite Offizier übernimmt entsprechend der Dienstvorschrift die Aufgaben seines verstorbenen Kollegen.

Eine halbe Stunde später trifft der Leichenwagen aus Husum ein. Mit Trauer und Schrecken verfolgt die Mannschaft den Abtransport ihres verstorbenen Kollegen.

Am Freitagmittag läutet das Telefon im Büro von Emma Wienberg, der Sekretärin des Reeders Jensen.

„Hallo, Emma, hier ist August Heinsohn. Ist der Chef zu sprechen? Es ist wichtig.“

„Guten Tag, August. Nein, leider nicht, er ist in einer Besprechung.“

„Was ich vom Alten will, ist auf alle Fälle wichtiger als jede Besprechung, stell mich bitte durch.“

Reeder Jensen hört das Telefon auf seinem Schreibtisch. Das muss wichtig sein, denn seine Sekretärin hat klare Anweisung, keine Telefonate durchzustellen. „Tut mir leid, meine Herren. Ich muss unser Gespräch einen Moment unterbrechen.“ Er steht auf und nimmt das Mobilteil ab. „Kapitän Heinsohn? Ja, stellen Sie bitte durch.“ Dann lauscht er der Stimme seines Kapitäns aus dem Telefon.

„Eine schlimme Nachricht, Herr Jensen. Ich bin jetzt auf der MS Neuwerk am Anleger Strucklahnungshörn. Unser erster Offizier, Hauke Boldixen, ist vor einer Stunde verstorben.“

„Was?“ Jensen lässt sich auf seinen Schreibtischstuhl sinken. „Warum? - Wie ist das passiert?“

„Das weiß im Moment niemand so recht. Vor etwa zwei Stunden fiel Hauke einfach um, war bewusstlos und verstarb innerhalb einer Viertelstunde. Der Arzt konnte nur noch den Tod feststellen. Jetzt liegt er im Klinikum Nordfriesland in Husum im Leichenkeller, und soll heute noch zur Pathologie nach Kiel gebracht werden.“

Reeder Jensen ringt sichtlich um Worte. „Aber - das ist ja furchtbar! Hat der Arzt nichts gesagt? Eine Vermutung?“

„Tut mir leid Chef, die Mediziner sind ratlos. Es wird ein geplatztes Aneurysma im Kopf als Möglichkeit in Betracht gezogen, Näheres soll die Obduktion in Kiel ergeben.“

„Gut, Kapitän Heinsohn, unterrichten Sie mich, wenn Sie mehr wissen. Ich werde aber selbst auch in Kiel vorsprechen. Außerdem muss ich seine Frau informieren. Wird mir schwerfallen, muss aber sein.“ Zögernd setzt er das Mobilteil in die Halterung und erhebt sich schwerfällig, um zum Konferenztisch zurückzugehen. Plötzlich fällt ihm die Nachricht ein, die er vor zwei Wochen erhalten hat. Darin wurde der Tod seines ersten Offiziers angekündigt. Ihm sträuben sich die Nackenhaare. Mein Gott! Kann der Tod Boldixens tatsächlich mit dieser E-Mail zusammenhängen? Er mag sich das gar nicht ausmalen. Dann fällt sein Blick auf die Mitglieder der Gesprächsrunde, sie sind zum Teil von weither angereist. So schwer es ihm fällt,

die Sache muss er jetzt zu Ende führen. Eines seiner alten Schiffe soll an eine Reederei in Marseille verkauft werden. Für den Erlös will er seine Flotte um ein Tragflächenboot ergänzen, um die Fahrzeiten zu den Inseln zu verkürzen.

Er räuspert sich. „Tut mir leid, meine Herren. Einer meiner Offiziere ist unerwartet verstorben. Ich bitte deshalb darum, dass wir möglichst bald zu einem Abschluss kommen.“

Ein Murmeln geht durch die kleine Runde. Der Vertreter der französischen Reederei reagiert als erster. „Mon Dieu, Monsieur Jensen. Hatte der Mann Familie?“

„Ja, er war verheiratet und hatte zwei Kinder. Das wird bitter für sie sein. Einen Nachfolger zu suchen ist lediglich lästig. Aber für seine Frau wird es ein schwerer Schlag sein - sie rechnet natürlich nicht mit so etwas, ein völlig gesunder, junger Mann...“ Er denkt mit Kummer an die unvermeidliche Begegnung mit Frau Boldixen.

Das Wochenende ist vorbei, dieses Mal lief es zäher als sonst. Immer wieder muss Jensen an die Botschaft aus dem Darknet denken. Gibt es Möglichkeiten, einen Tod aus der Ferne auszulösen? Er schüttelt den Kopf und nimmt sich vor, sich gleich heute mit der Pathologie in Kiel in Verbindung zu setzen. Seinen Hausarzt wird er auch Anfang der Woche aufsuchen. Zum einen, um sich selbst untersuchen zu lassen, zum anderen, um sich über Möglichkeiten zur Herbeiführung dieses speziellen Todes zu informieren.

Mit schwerem Herzen denkt er an den Besuch bei Frau Boldixen zurück. Sie hatte so reagiert, wie er befürchtet hatte, mit blankem Entsetzen und vielen Tränen. Er hat ihr zugesichert, dass die Reederei die Beerdigungskosten übernimmt, auch wird er seine Sekretärin bitten, ihr bei den Formalitäten zu helfen, die der Tod des Ehemannes unweigerlich mit sich bringt. Geld ist nicht alles, aber mehr kann er leider nicht tun.

Er versucht, in seinen Kopf hineinzuhorchen, tastet mit den Fingern seine Schläfen ab. Hat er vielleicht auch so ein Aneurysma? Der Besuch bei seinem Arzt wird das hoffentlich klären. Je länger er darüber nachdenkt, desto eher meint er, einen leichten Druck im Kopf zu verspüren.

Am Montagnachmittag erreicht er den zuständigen Pathologen der Universitätsklinik Kiel. Es ist Doktor Kieling, Rechtsmediziner für Schleswig-Holstein.

„Guten Tag, Herr Doktor. Vielen Dank, dass Sie mir einen Teil Ihrer Zeit opfern.“

„Es passt gerade, ich werde mich aber kurzfassen. Also: Der Verstorbene starb an den Folgen einer zerebralen Aneurysma Blutung. Sobald die eintritt, gibt es medizinisch keine Möglichkeit, einzugreifen.“

„Aha. Kann es sein, den Tod durch so eine Blutung absichtlich herbeizuführen?“

„So eine Frage habe ich noch nie gehört. Aber bitte, auch dazu nur eine kurze Bemerkung. Ein Gehirnaneurysma, also eine Aussackung einer Hirnarterie, haben vielleicht 3 % aller Menschen. Nur bei einem kleinen Teil davon kommt es überhaupt zu einer Ruptur, also einem Platzen der Aussackung. Und davon stirbt etwa jeder Zweite. Um auf Ihre Frage zurückzukommen: Nein, eine Beeinflussung von außen ist völlig ausgeschlossen.“

„Vielen Dank Herr Doktor, für diese Einschätzung.“

„Gerne.“ Klick. Das Gespräch ist unterbrochen. Der Mann hat wohl tatsächlich wenig Zeit.

Tja, nun ist er nur wenig schlauer als vorher. Wie kann es angehen, dass der Schreiber der Mail die Sache mit dem Aneurysma wissen konnte? Boldixen selbst hatte keine Ahnung davon gehabt. Und, noch rätselhafter, woher wusste der Verfasser des Erpresserbriefes, wann das Ding platzen würde? Ein Zufall kann es nicht sein, das sagt ihm schon der gesunde Menschenverstand. Aber trotzdem, morgen hat er einen Termin bei seinem Hausarzt.

Am Nachmittag klopft seine Sekretärin, Frau Wienberg, und tritt ein, bevor er »herein« sagen kann. In der Hand hält sie den Ausdruck einer E-Mail. „Herr Jensen, entschuldigen Sie bitte, dass ich störe, aber da ist schon wieder so eine merkwürdige Nachricht angekommen.“ Sie reicht ihm den Bogen Papier.

Sie sehen, wozu wir in der Lage sind. Wenn Sie Ihren eigenen Tod verhindern wollen, zahlen Sie uns am 15. August 250,000 Euro in 100er und 50er Scheinen. Details folgen später.

Geben Sie als Einverständnis eine Anzeige in den Cuxhavener Nachrichten am Montag, 1. August, auf. Rubrik Sterbeanzeigen, Text: „Vielen Dank für die Grabbeigaben. Eure Oma“

Verdammt! Jensen hatte irgendwie gehofft, die Erpresser würden so verschwinden, wie sie erschienen waren, und Boldixens Tod würde sich als tragischer, aber natürlicher Tod erweisen. Diese Hoffnung kann er nun begraben. Wie, zum Teufel, soll er sich verhalten? Diese Kerle haben nicht nur den Tod von Hauke Boldixen vorhergesagt, sie können offenbar durch unklare Mächte so etwas wie eine Gehirnblutung auslösen. Jensen schüttelt den Kopf. So ein Unsinn! Gut, 250,000 Euro kann er entbehren, das ist es nicht. Es ärgert ihn lediglich maßlos, dass er auf eine Erpressung eingehen soll. »Wenn Sie nicht - dann...«. Der erfahrene Reeder ist es nicht gewohnt, von irgendjemandem ein Ultimatum gestellt zu bekommen, soweit kommt es noch!

Er beschließt, vor dem Erscheinen der verlangten Anzeige in der Zeitung die Polizei einzuweihen. Mit deren Hilfe kann man die Erpresser vielleicht fassen, die Geldübergaben sind bei Erpressungen in der Regel die Schwachstellen, die oft zur Verhaftung der Täter führen.

Der Besuch bei seinem Hausarzt hat kaum Neues ergeben. Er hat lediglich einen Termin für eine Computertomografie seines Kopfes erhalten, die in der übernächsten Woche stattfinden soll.

„Damit kann man feststellen, ob bei Ihnen ein oder mehrere Aneurysmen vorliegen. Die Wahrscheinlichkeit ist jedoch sehr gering.“ Doktor Bergmann sieht ihn prüfend an. „Gibt es einen besonderen Grund für Ihre Sorge?“

„Ein Mitarbeiter von mir, mein Offizier Hauke Boldixen, ist daran kürzlich verstorben.“

„Das passiert leider. Gott sei Dank trifft es nur ganz wenige“, versucht ihn der Arzt zu beruhigen.

„Das habe ich inzwischen auch so verstanden. Das Problem in diesem Fall ist, dass der Tod meines Mitarbeiters vorher angekündigt worden ist.“

„Wie bitte? Jemand hat angekündigt, dass der Mann sterben würde?“ Doktor Bergmann richtet sich in seinem Stuhl auf. „So ein Quatsch! Das ist medizinisch völlig unhaltbar.“

„Es ist aber passiert. Offenbar gibt es jemanden, der in der Lage zu sein scheint, zu wissen, ob jemand stirbt. Es könnte natürlich ein Zufall sein, das wäre aber ein sehr merkwürdiges Phänomen.“

Der Arzt nickt. „Ein Zufall wäre nach meiner Meinung die einzige Erklärung. Aber wie kann das angehen? So einen Zufall kann man eigentlich nicht vorhersagen.“

Der Reeder erhebt sich. „Das sehe ich auch so. Deshalb bin ich heute bei Ihnen. Ich danke Ihnen für Ihre Zeit. Sobald ich mehr weiß, werde ich Sie informieren.“

## Der Teufel

Drei Jahre vorher, Frühjahr 2013, in einem Autohaus in Drochtersen.

Frank Torborg hat sein Auto, einen SUV von Ford, zur Inspektion in die Filiale in Drochtersen gebracht. Der Wagen ist jetzt fertig, er sitzt beim Werkstattmeister im Büro zur Übergabebesprechung.

„Ihr Wagen ist ohne Mängel, wir haben die 20.000 er Inspektion durchgeführt, ohne etwas zu finden.“

„Das sollte nicht überraschen, ich habe den Wagen doch erst vor einem Jahr gekauft.“ Herr Torborg mustert nachdenklich die Checkliste. „Eine Kleinigkeit habe ich noch: Ich brauche so etwas wie eine Halterung für mein Handy, haben Sie so etwas?“

Der Meister grübelt einen Moment. „Ich glaube ja, ich habe so etwas kürzlich in einem Prospekt gesehen. Am besten ist es, wenn Sie in unser Lager gehen, der Mann dort kann Ihnen bestimmt weiterhelfen.“ Er zögert einen Moment. „Der Lagerist heißt Ludwig Petersen, er hat ein phänomenales Gedächtnis, alle Ersatzteilnummern hat er vollständig im Kopf.“ Er beugt sich zu seinem Kunden und spricht leise weiter. „Dafür ist er nicht richtig im Kopf. Er spricht mit niemandem, jedenfalls nicht mehr, als für seine Arbeit erforderlich ist. Er ist knapp und unfreundlich, Sie müssen etwas tolerant sein.“

Toleranz ist nicht die Stärke eines Frank Torborg, jedenfalls nicht, wenn für ihn nichts dabei herauspringt. Er ist groß, hat volle, dunkelblonde Haare, die kurz geschnitten sind und einige graue Strähnen enthalten. Eine mächtige Hakennase zierte ein wenig attraktives Gesicht, manche finden seinen Anblick eher zum Fürchten. Eine starke Akne in seiner Jugend hat viele Narben in der grauen Haut hinterlassen.

„Eigentlich ist es nicht meine Aufgabe, mit schwierigen Angestellten zu verhandeln, aber ich werde schon mit dem Mann klarkommen. Ist er im Ersatzteillager direkt neben der Werkstatt?“

„Ja, das stimmt. Soll ich Ihren Wagen schon auf den Hof fahren?“

„Das wäre nett, vielen Dank für Ihre Mühe.“ Herr Torborg erhebt sich und geht zur Kasse. Er zahlt dort mit Karte und geht zum Ersatzteillager hinüber. Dort ist es auffällig dunkel, nur wenige Leuchten sind eingeschaltet, die Rollos über den ohnehin kleinen Fenstern sind fast alle heruntergezogen. In dem Dämmerlicht stehen zwei Männer am Tresen. Hinter dem Tresen steht der erwähnte Lagerist und spricht mit dem Kunden auf dieser Seite. Frank Torborg stellt sich an und beobachtet die beiden unauffällig.

Das ist also dieser merkwürdige Verwalter, denkt Frank Torborg und mustert ihn gelangweilt. Der Mann ist dicklich, etwa mittelgroß und hat schütterere, blonde Haare. Frank schätzt ihn auf Mitte 30. Er trägt eine Brille mit dicken Gläsern, die seine Augen stark verkleinert erscheinen lassen. Er bedient gerade den Kunden vor ihm, Frank Torborg stellt sich dahinter, und hört unabsichtlich dem Gespräch der beiden zu.

„Wieso wissen Sie, dass Sie das Teil nicht haben? Sie haben hier nicht mal einen Computer. Sehen Sie doch erst mal nach.“ Der Kunde vor ihm scheint verärgert.

Der Lagerist zeigt keinerlei Regung. „Wir haben das nicht, ich muss es bestellen.“ Er nimmt einen Zettel und schreibt eine lange Nummer darauf. „Ihr Name?“

Der Kunde nennt seinen Namen. „Wann ist das Teil denn da?“

„Morgen oder übermorgen. Sie können anrufen.“

„Okay, ich melde mich bei Ihnen.“ Er dreht sich um und verlässt das Lager.

Der Verwalter sieht ihm nach. „Er wird sterben“, äußert er sehr leise, ohne jede Regung.

„Was haben Sie gesagt? Sterben? Warum?“, fragt Frank Torborg verwirrt. „Wie kommen Sie darauf?“

Ludwig Petersen sieht an seinem Kunden vorbei. „Egal, er wird sterben, in den nächsten zwei Wochen.“

Frank Torborg blickt zufällig auf den Zettel mit der Adresse, die noch vor ihm auf dem Tresen liegt. Der Lagerist hatte nur einen kurzen Blick darauf geworfen, jetzt ist sie für ihn offenbar wertlos geworden. »Max Köster, Fleetstraße 6«, steht dort in kleiner, präziser Schrift.

Der Lagerist steht regungslos am Tresen und blickt Frank Torborg nicht an, sondern auf den dunkelgrünen Belag vor ihm. Dann plötzlich: „Sie wünschen?“ Er hat eine unerwartet tiefe Stimme, dabei unmelodisch und monoton.

Frank Torborg erläutert seinen Wunsch nach dem Adapter für sein Telefon.

„Es gibt ihn in zwei Farben, einmal schwarz mit Nummer 3 417 351 806 und in Grau mit der Nummer...“, wieder folgt eine zehnstellige Zahl, die für Frank völlig nutzlos ist, und für die der Mann nicht einen Moment überlegen muss.

„Ich hätte es gerne in Schwarz.“ Das Interieur seines Wagens ist schwarz, das sollte wohl am besten passen.

„Einen Moment!“ Das Zahlenwunder verschwindet und kehrt nach einem Moment mit einer Schachtel zurück. „Hier! Zahlen Sie an der Kasse.“

Frank Torborg sieht noch auf die Beschreibung auf der Schachtel. Es ist genau das, was er haben wollte. Er bedankt sich und verlässt den unfreundlichen, dunklen Raum. Den Lageristen und den Vorfall mit dem anderen Kunden hat er schon vergessen.

Zwei Wochen später, Frank Torborg sitzt an seinem Schreibtisch und macht gerade Frühstückspause. Er trinkt mit Schauern den Kaffee aus dem Automaten auf dem Flur. Wenn er nicht auf das morgendliche Gebräu angewiesen wäre, würde es ihn nicht trinken. Vor ihm liegt die Zeitung von heute, er stellt die Tasse ab und blickt wieder auf den Text. Auf der zweiten Seite wird sein Augenmerk durch ein großes Bild mit einem völlig demolierten Auto angezogen. Er liest sich den kurzen Artikel durch. Demnach ist der Fahrer Max K. auf dem Obstmarschenweg von der Straße abgekommen und gegen einen Baum geprallt. Nach Angaben der Polizei war er sofort tot. Er war der einzige Insasse, außer ihm ist niemand zu Schaden gekommen.

Frank Torborg kratzt sich am Kopf. Max K.? Könnte das dieser Max Köster sein, dessen Name der Lagerist seiner Werkstatt auf dem Zettel notiert hatte? Das wäre interessant zu wissen. Er sucht die Nummer der Polizei, die für den Unfall zuständig war, stude vermutlich, aus dem Internet heraus, und wählt die angegebene Nummer.

Er erfährt, dass der Tote in dem Autowrack tatsächlich Max Köster heißt. „Kennen Sie die Ursache des Unfalles? War es technisches Versagen oder vielleicht sogar absichtlich herbeigeführt?“

Der Polizist am anderen Ende der Leitung schüttelt den Kopf, was Torborg natürlich nicht sehen kann. „Nein, es lagen keinerlei Anzeichen dafür vor. Wir halten einen kurzen Moment der Unaufmerksamkeit für die Ursache, ein Blick auf 's Handy, vielleicht ist der Fahrer auch kurz eingeschlafen, Sekundenschlaf, wissen Sie.“

Wenige Tage später ist in der Zeitung eine Todesanzeige zu sehen. Da steht es wieder: »Max Köster, Fleetstraße 6«. Frank Torborgs Interesse ist geweckt. Entweder hat dieser Ludwig Petersen das Auto sehr geschickt manipuliert, oder er wusste, dass sein Kunde sterben würde. Was für ein Unsinn! Als wenn man das könnte!

Frank Torborg ist nicht nur hoch intelligent, er ist auch skrupellos. Seit acht Jahren arbeitet er als Elektroingenieur bei einer Firma für Schiffsausrüstungen am Asselersand, der Verdienst ist gut, aber nicht überragend. Vor zehn Jahren hat er wegen Veruntreuung eineinhalb Jahre gesessen. Sein kriminelles Denken ist wegen der Haft nicht zum Erliegen gekommen. Er tüftelt schon länger an einer einträglicheren Methode, zu Geld zu kommen, als Tag für Tag zur Arbeit zu fahren und für andere Leute Gewinn zu erwirtschaften. Sein bösesartiges Genie entwickelt bei dem Gedanken an die scheinbare Fähigkeit Ludwig Petersens, den Tod fremder Leute vorherzusagen, blitzartig verschiedene Möglichkeiten. Falls das wirklich möglich wäre, könnte das eine sehr einträgliche Basis für eine Erpressung sein. Die Sache scheint ihm sehr unwahrscheinlich, er hält nichts von Dingen, die gegen jede Naturwissenschaft sprechen, dennoch - eine Überprüfung ist es wert...

Frank Torborg bewohnt ein Haus, das er von seinen inzwischen verstorbenen Eltern geerbt hat. Erbaut worden ist es von 1907-1909 von seinen Großeltern. Er mag das Haus nicht, er hasst es seit seiner Jugendzeit. Die vielen Räume sind dunkel, es ist ungemütlich eingerichtet. Es steht in der Nähe von Freiburg nahe der Elbe, abseits der Straße, verborgen hinter hohen Bäumen.

Es ist eine Jugendstilvilla, mit 220 Quadratmeter viel zu groß für seinen Bedarf als Junggeselle. Einmal war er hier mit einer Frau erschienen, die hatte den düsteren Kasten nicht ausgehalten und ihn alsbald verlassen. Dass neben dem finsternen Haus sein hartherziges Wesen der eigentliche Anlass für die Trennung war, hat er nie in Erwägung gezogen.

Das Haus hat 18 verschieden große Räume, auf zwei Stockwerke verteilt. Auf dem Dach sitzen viele Erker, am Knick des gewinkelten Gebäudes befindet sich ein kleines Türmchen. Am schlimmsten empfindet er die dunklen, hohen Zimmer. Selbst ohne Gardinen ist es nie hell genug. Aus dem Grunde hält er sich oft im Nebengebäude auf, es ist ein ehemaliger Stall mit Remise, mit einem Reetdach gedeckt. Die ehemalige große Tür an der Stirnseite hat er durch ein großes Fenster ersetzt, sodass das Innere hell und freundlich wirkt. Dort hält er sich überwiegend auf.

Was mit der alten Villa werden soll, die ihn so stark an das Wohnhaus der Mutter von Norman Bates in dem Film Psycho von Alfred Hitchcock erinnert, weiß er nicht. Er zahlt keine Miete, da es sein Eigentum ist, auf der anderen Seite zahlt er bereits hohe Instandhaltungskosten. Auch die Heizungskosten werden ihn eines Tages ruinieren. Es muss also etwas passieren, er muss das Haus verkaufen, oder sich eine neue Einnahmequelle suchen. Aber wer kauft schon so ein Haus, dessen hohe Neben- und Unterhaltungskosten jedem Interessenten sofort ins Auge fallen? Höchstens ein Liebhaber solcher Villen mit viel Kapital.

Also muss eine andere Einnahmequelle her, das dürfte der einfachere Weg sein. Zunächst muss er versuchen, mit Ludwig Petersen in Kontakt zu treten, das könnte sich als schwierig bis unmöglich erweisen – aber den Versuch ist es wert. Falls der Mann tatsächlich in der Lage ist, den Tod vorherzusagen, könnte das eine kräftig sprudelnde Einnahmequelle werden.

Nur wenige Tage später betritt Frank Torborg das Reich des Lageristen. Der große, dunkle Raum erinnert ihn sehr an das Wohnzimmer in seinem Elternhaus. Die dunklen Regale im Verein mit den dunklen Wänden lassen es eher wie aus einer Szene aus einem Gruselfilm anmuten, als dass man dort arbeiten könnte. Die Dämmerung im Lager scheint Herrn Petersen nichts auszumachen. Im Gegenteil, er scheint sich dort wohlfühlen, denn er könnte alle Beleuchtung einschalten und alle Rollos nach oben schnurren lassen – wenn er nur wollte. Offenbar will er nicht.

Gerade spricht ein Kollege aus der Werkstatt mit dem Lageristen, er hatte sich ein Ersatzteil geben lassen. „Mensch, Ludwig! Nun lass doch mal Licht in deine Bude, das ist ja kaum zum Aushalten! Du hast hier die reinste Unterwelt.“

„Lass mich in Ruhe!“, antwortet die tiefe Stimme des Herrn über die Ersatzteile. Mit verbissenem Gesicht sortiert er Schrauben, die er auf seinem Tresen zu einem Muster angeordnet hat, das wohl nur er versteht.

„Vielleicht sollten wir dich doch in Luzifer umtaufen, das passt besser als Ludwig.“ Der Kollege lacht und verlässt das Lager.

Ludwig Petersen sieht auf und blickt unbewegt seinen neuen Kunden an. „Herr Torborg, was wollen Sie?“

Frank blickt den finsternen Mann an. Dass er seinen Namen nach der langen Zeit noch weiß, überrascht ihn nicht wirklich. Wie soll er vorgehen, wie kommuniziert man mit jemandem, der nicht kommunizieren kann? Denn Ludwig Petersen leidet offenbar unter einer Form von Autismus, dessen wesentliches Symptom ein gestörtes Sozialverhalten ist. „Ich wollte auf Ihre Fähigkeit zu sprechen kommen, den Tod vorherzusagen.“

Ludwig Petersen blickt ihn ausdruckslos an. „Lassen Sie mich.“ Er wendet sich seinen Schrauben zu und wiederholt: „Lassen Sie mich.“

Die Nuss ist schwer zu knacken, er muss sich irgendein Lockmittel ausdenken. Vor allem muss er es subtiler anfangen, dem Mann ist seine seltsame Fähigkeit wahrscheinlich nicht bewusst. Er sollte mit jemandem sprechen, der ihn besser kennt, vielleicht ergibt sich daraus eine Idee. Sein nächster Weg führt ihn in das Meisterbüro der Werkstatt.

„Hallo, Herr Torborg! Was kann ich für Sie tun? Ist etwas mit Ihrem Auto?“ Der Meister weist auf seinen Besucherstuhl. „Nehmen Sie doch Platz. Vielleicht einen Kaffee? Er ist ganz frisch aufgesetzt.“

„Ja, gerne.“ Zu einer guten Tasse Kaffee hat er noch nie Nein gesagt. Das Gesöff aus dem Automaten in der Firma vielleicht ausgenommen.

Als Frank den Kaffeebecher mit dem heißen Getränk bekommt und trinkt, kann er es kaum glauben: Das Gebräu ist keinen Deut besser, als der Automatenkaffee in der Firma, in der er arbeitet.

„Ist er gut?“, fragt der Meister beflissen.

„Äh – es geht so.“ Er unterdrückt eine Grimasse und kommt zum Thema. „Es ist wegen Ihres Lageristen. Was ist mit ihm? Hat schon mal jemand versucht, ihm zu helfen?“

Der Meister nickt. „Allerdings, aber er verweigert sich jeder Therapie. Er scheint mit seinem Los im Lager ganz zufrieden zu sein. Als reiner Fachmann ist er unübertroffen, er arbeitet ohne Katalog und ohne Computer, der hat das alles im Kopf. Wir bekommen ab und zu Beschwerden von Kunden, die ihn nicht kennen, aber das nehmen wir in Kauf. Wir sprechen dann mit den Leuten, wenn die von dem Autismus erfahren, sind sie meistens besänftigt. Es ist auch eher ein etwas abgemilderter Autismus, wie man mir erklärt hat. Man sagt Asperger-Syndrom dazu.“ Er blickt seinen Gast an. „Warum interessiert sie das?“

„Ach, ich weiß nicht. Mir war sein Verhalten vor ein paar Wochen aufgefallen, und ich wollte mich erkundigen, ob er wenigstens zufrieden ist.“

„Das ist sehr nett von Ihnen. Uns hier im Betrieb fällt auf, dass Ludwig am liebsten im Dunkeln herumwirtschaftet, es ist uns schleierhaft, wie er die kleinen Teile überhaupt sehen kann.“

„Ja, ich könnte mich in der Dämmerung, die dort herrscht, auch nicht zurechtfinden“, wirft Frank Torborg ein.

„Ja, so geht es uns auch. Am liebsten wäre ihm wohl, es wäre völlig finster, so wie in der Hölle.“

„In der Hölle? Wie kommen Sie darauf?“

„Er hat eine seltsame Vorliebe für die Unterwelt. Es scheint ihn auch nicht zu stören, wenn ihn seine Kollegen als »Luzifer« bezeichnen. Neulich -“, er beugt sich vor und beginnt zu flüstern. „Neulich habe ich unter seinem Tresen ein Buch gefunden. »Das Verlorene Paradies« von John Milton. Ich hab' da mal drin geblättert. Es ist eine abstruse Geschichte über die Versuche Satans, Gott seine Macht zu entreißen. Als er schließlich als Satan in Schlangengestalt in das Paradies eindringt und den Sündenfall Adams und Evas provoziert, ist der Garten Eden schließlich verloren.“ Er schüttelt den Kopf. „Ludwig scheint viel darin zu lesen, es ist völlig zerfleddert.“ Er richtet sich auf und spricht wieder normal laut. „Er ist schon etwas merkwürdig, aber harmlos.“

„Hm“, Frank Torborg nickt zustimmend. „Vielen Dank, das war beinahe mehr, als ich wissen wollte.“ Dabei war es doch genau das, wonach er suchte. Satan, Himmel und Teufel, damit kann er etwas anfangen. Damit kann er vielleicht Zugang zu den verborgenen Fähigkeiten Ludwig Petersens finden. „Ich will Sie jetzt nicht länger von der Arbeit abhalten. Wir sehen uns spätestens bei der nächsten Inspektion.“

Auf dem Weg nach Hause grübelt er über eine mögliche Lösung nach. Er stellt sein Auto ab und betritt seit langer Zeit mal wieder sein Elternhaus. Ihn fröstelt, als er sich umsieht. Im Wohnzimmer sind in den Ecken Spinnweben zu sehen, über die Sitzmöbel sind Bettlaken gelegt, die mit einer dünnen Schicht Staub bedeckt sind. Langsam reift eine Idee in seinem Verbrechergehirn – er reibt sich die Hände - ja, so lässt sich etwas bewirken.

In den nächsten Tagen fährt er zum Baumarkt und kauft ein. Farbe, Lampen, Kabel – es ist eine lange Liste.

Das Wohnzimmer wird renoviert – aber nicht so, wie er es immer mal wieder geplant und dann verworfen hat – nein, es wird noch schlimmer. Er reinigt das Zimmer, entfernt die Laken von den Möbeln, lüftet. An der Wand hinter der Couch installiert er mehrere rote Lampen, der Kristalllüster an der Decke verschwindet. Der Kamin wird hergerichtet und der Schornsteinfeger bestellt, sodass er wieder verwendet werden kann.

Als die Handwerker verschwunden sind, startet er den nun lange vorbereiteten Plan. Die Fensterläden werden geschlossen und die roten Lampen hinter der Couch eingeschaltet. Der Kamin wird mit Briketts beschickt und angezündet. Die dunkel glühende Kohle scheint ihm besser als hell lodernes Holz. Die Tapeten sind fast schwarz, die roten Lampen erzeugen ein unheimliches Licht, der ganze Raum wirkt nun, wie man sich die Hölle vorstellen mag. Nun fertigt er mit seinem Handy ein Foto von dem Wohnzimmer an. Er muss es mehrmals versuchen, wegen der Dunkelheit sind einige Bilder nichts geworden.

Mit dem Handy in der Tasche fährt Frank Torborg ein paar Tage später wieder zu der Ford-Werkstatt. Er geht in das Ersatzteillager hinüber, Herr Petersen ist anwesend, das war nicht anders zu erwarten. Ob er hier auch schläft? Das düstere Lager ist sein zuhause, davon trennt er sich nur im Ausnahmefall.

Ludwig Petersen tritt aus der Dämmerung an den Tresen. „Herr Torborg, Sie wünschen?“

Der zückt sein Handy und ruft das Bild seiner Stube auf. Es ist überwiegend schwarz, rote Flächen schimmern auf der dunklen Tapete, im Kamin glimmt die Kohle und sieht aus wie glühende Lava.

Der Lagerist wirft erst flüchtig einen Blick darauf, dann plötzlich, springt er mit einem Satz zu dem Handy, das auf dem Tresen liegt und nähert sich dem kleinen Bildschirm fast auf Nasenlänge. Seine Augen, die sonst nur stoisch gucken, beginnen zu leuchten. „Wo ist das?“

Frank Torborg grinst. Er hat offenbar ins Schwarze getroffen. „Das - ist - bei - mir - zu - Hause“, er spricht es langsam und deutlich, fast beschwörend.

„Sie wohnen im Reich der Hölle?“

„Ja. Wenn Sie mögen, können Sie gerne zu mir kommen und es erleben.“

Der Lagerist nickt heftig. „Ja, das möchte ich! Wann kann ich kommen?“

Das klappt ja wie verrückt, denkt Frank Torborg. Er nimmt das Handy, schaltet das Bild ab und steckt es in seine Hemdtasche. „Jederzeit! Wann immer Sie möchten.“

Der Lagerist hat Blut geleckt, seine kleinen Augen hinter der Brille leuchten ganz ungewohnt. „Geht es schon heute, nach meinem Feierabend?“

„Klar!“ Frank Torborgs Augen leuchten ebenfalls, das Leuchten scheint ebenso dämonisch zu sein, wie das in den Augen des Ludwig Petersen. Wissen Sie, wo ich wohne?“

Der Lagerist weiß es nicht, so beschreibt ihm Frank Torborg, wie er ihn erreichen kann. Die Entfernung beträgt etwa 15 Kilometer.

„Ich fahre einen Motorroller, damit brauche ich etwas über zwanzig Minuten.“

„Sehr schön, kommen Sie, wann Sie wollen, ich bin auf jeden Fall zu Hause.“

Frank Torborg reibt sich in Gedanken die Hände, die erste Hürde hat er mit Bravour genommen. Nun muss er sich für den Besuch vorbereiten.

Das Wohnzimmer betritt er nicht mehr mit Grausen, obwohl es eher noch abschreckender erscheint, als vor der Renovierung. Er zündet den Kamin an und zieht die fast schwarzen Gardinen zu. Das rote Licht hinter der Sofagarnitur wird eingeschaltet und erzeugt dunkelrote Lichtreflexe auf der schwarzen Tapete. Jemand mit einem schlichten Gemüt würde sich sicher weigern, diesen Raum zu betreten.

Er braucht noch etwas Licht, da er dem Herrn Petersen Telefonbücher zum Lesen geben will. Aus einer Abstellkammer fördert er eine kleine Leselampe hervor und stellt sie bereit, um sie bei Bedarf anschließen zu können. Als alles vorbereitet ist, geht er in sein Wohnhaus, das renovierte Stallgebäude, hinüber.

Nach einer guten Viertelstunde hört er das leise Geknatter eines sich nähernden Zweitaktmotors, es ist Ludwig Petersen auf seinem Motorroller. Er geht ihm entgegen und begrüßt ihn. „Schön, dass Sie kommen konnten. Haben Sie schon gegessen? Soll ich etwas besorgen?“ Im Nachbarort ist eine Pizzeria, die auch außer Haus liefern. Pizza ist okay, er bestellt mit seinem Handy zwei kleine.

Dann beginnt die Einführung in sein Haus, das hat er von langer Hand vorbereitet. Er geht voraus, schon als er durch die große, zweiflügelige Eingangstür aus dunkler Eiche tritt, sieht sich sein Gast ehrfurchtsvoll um. In der Diele leuchtet ein schwaches Licht, sodass Ludwig Petersen seine Jacke ablegen kann. Er spricht nicht und folgt mit großen Augen Herrn Torborg, der leise vorausgeht. Er will die Stimmung, die sich jetzt anfängt aufzubauen, nicht durch ein falsches Wort zerstören. Es folgt das Treppenhaus, eine Treppe mit Stufen aus dunkler Eiche und gedrechseltem Geländer schraubt sich an den vier Wänden entlang nach oben. Im Obergeschoss brennt kein Licht, sodass die Treppe in der Finsternis zu verschwinden scheint. Ludwig Petersen ist immer noch schweigsam, er folgt dem Besitzer des Hauses wie in Trance.

Wie mit einem befreienden Paukenschlag öffnet der die Tür zum Wohnzimmer. Im ersten Moment erscheint es, als würde das schwache Licht aus dem Treppenhaus von der Finsternis in der Stube aufgesogen werden. Ludwig Petersen steht unbeweglich da und wartet, dass sich seine Augen an das schwache Licht gewöhnen. Dann tritt er an Frank Torborg vorbei in den Raum hinein. In der Mitte bleibt er stehen, breitet seine Arme theatralisch aus und dreht sich langsam im Kreis. Im Kamin glüht die Kohle und heizt den Raum, wegen des draußen herrschenden Sommerwetters ist es sehr warm. So warm, wie es in der Hölle sein könnte.

„Endlich bin ich angekommen“, sagt er leise, fast flüstert er. „Kommen Sie, Asmodi, setzen Sie sich zu mir.“ Bezeichnen- derweise benennt er Frank Torborg mit dem Namen des Bösen aus der jüdischen Mythologie. Der setzt sich langsam, beinahe unterwürfig, neben den pummeligen Lageristen. Der hat jetzt das Zepter in der Hand, er strahlt eine Aura des Bösen aus, die fast fühlbar auf Frank Torborg wirkt. Der spricht nicht und blickt den so merkwürdig gewandelten Ludwig Petersen an.

Der hat die Augen geschlossen und gibt sich offenbar irgendwelchen Tagträumen hin. Er nimmt die Hitze des Wohnzimmers auf, vor seinem inneren Auge entsteht erst nur ein Gemisch aus Farben, Schwarz und Rot, um sich dann immer deutlicher zu Bildern zu verdichten. Er scheint über einem Meer aus Feuer zu schweben, meterhohe Flammen schlagen daraus hervor, züngeln um seine Beine und drohen seinen schwarzen Umhang zu versengen. Geschwind ändert er seine Flugbahn und weicht geschickt den Verderben bringenden Flammen aus. Über ihm begrenzen tiefschwarze Wolken die Sicht. Von überall her tönen Stimmen, Stimmen der Seelen der Verstorbenen, sie jammern und schreien um Gnade, dass man sie von dieser nie endenden Pein erlösen möge. Luzifer grinst teuflisch, den Seelen kann er nicht mehr helfen. Sie sind dazu verdammt, auf Ewigkeit hier auszuharren und die Schmerzen des Höllenfeuers zu ertragen. Nein, seine Aufgabe ist es, diejenigen auszuwählen, die sterben werden. Einige von denen werden dann als lebende Seelen in seinem Reich ausharren. In der Ferne geht das zuckende Gemisch aus Schwarz und Rot in immer helleres Licht über, nimmt einen goldenen Glanz an. Das ist das Ende seines Imperiums, da beginnt das Himmelreich, seine Macht ist dort am Ende.

Von der Haustür tönt leise die Klingel, das wird der Pizzabote sein. Frank Torborg sieht Ludwig Petersen an, der fast unbeweglich auf dem Sofa sitzt. Das Klingeln hat er nicht wahrgenommen, eine seltsame Trance hat ihn in ihrem Griff. Er liegt fast, er hat sich weit zurückgelehnt, die Beine sind lang ausgestreckt. Hinter den geschlossenen Lidern sieht Frank Torborg, wie sich die Augen bewegen. Die Hände führen kleine Bewegungen aus, etwa so, wie die der Fallschirmspringer während des Sturzes aus den Wolken, bevor sich der Fallschirm öffnet.

Leise steht Frank Torborg auf, um seinen Besucher nicht aus seinem Rausch zu wecken, er geht durch die Diele zur Haustür. Er nimmt die beiden Pizzen entgegen und entlohnt den Lieferanten. Das Essen legt er in der Küche ab und geht in die Stube zurück, um Ludwig Petersen weiter zu beobachten. Gerade ist er eingetreten und will sich leise auf den Stuhl am Tisch setzen um seinen Gast nicht aus seinem Taumel zu reißen, da öffnet der die Augen. Etwas wie Lächeln überzieht sein Gesicht. „Asmodi, schön, dass Sie da sind. Ich möchte Ihnen von dem Ergebnis der Kontrolle meines Reiches berichten.“ Er zeigt mit der Hand fast anmutig auf das Sofa neben sich. „Setzen Sie sich zu mir, Sie sind mir dann näher.“

Frank Torborg setzt sich ebenfalls auf die Couch und mustert seinen Gast. Der hat offenbar seinen hypnose-artigen Zustand noch nicht verlassen. Die Lider sind noch halb geschlossen, das Gesicht ist ganz entspannt.

„Ist in Ihrem Reich alles in Ordnung?“, fragt er Luzifer Petersen.

Der nickt kaum erkennbar und beginnt mit sanfter, salbungsvoller Stimme zu sprechen. „Doch, es läuft wunderbar. Das liegt natürlich an meiner Aufsicht. Das muss ich jetzt häufiger durchführen, zu lange musste mein Reich ohne mich auskommen, es fehlte meine Führung.“ Er richtet sich auf und fixiert Frank Torborg mit festem Blick. „Ich denke, es ist an der Zeit, die zu benennen, die demnächst sterben werden. Wollen Sie mir dabei behilflich sein, Asmodi?“

Es war keine Frage, eher ein höflich formulierter Befehl. Frank Torborg ist beinahe geneigt, seinen merkwürdigen Gast zu umarmen. Hat er es nicht fantastisch vorbereitet? Als wenn er die Wünsche des Ludwig Petersen vorausgeahnt hat. „Was kann ich dabei tun?“

„Ich brauche eine Liste der Menschen, um auf die hinzuweisen, die in den nächsten Wochen aus dem Leben scheiden werden.“

Verdammt! Was kann das für eine Liste sein? Geht auch das Telefonbuch? Er steht auf und versucht dabei, Hast zu vermeiden, um Luzifer nicht vielleicht aus seiner Verzückung zu reißen.

Im Arbeitszimmer steht das Telefon auf dem mit rotbraunem Palisander furniertem Schreibtisch, daneben liegt das Telefon des Landkreises Stade. Das nimmt er auf und greift sich einen Bleistift aus der Schale. Mit gespannter Erregung geht er zum Wohnzimmer zurück. Er setzt sich zu Luzifer auf die Couch und reicht ihm das Telefonbuch.

Der nimmt es in eine Hand und streicht beschwörend mit der anderen Hand darüber. Er schlägt es auf und blättert die Seiten durch, mit offenbar einem einzigen Blick erfasst er den Inhalt jeder Doppelseite. Plötzlich hält er inne und weist auf einen Eintrag. „Hier, E. Tiedemann, es wird die Mutter Auguste sterben.“

Frank Torborg beugt sich hinüber und macht ein Kreuz mit dem Vermerk des Namens neben den Eintrag. Sofort blättert Luzifer weiter, in irritierender Geschwindigkeit erfasst er den Inhalt jeder Seite. Einige Male hält er inne, sodass sein Gehilfe Asmodi eine Notiz hinterlassen kann.

Nach insgesamt sieben Auserwählten legt Luzifer das Telefonbuch beiseite. „Das war sehr befriedigend für mich, Sie waren mir ein guter Diener, Asmodi.“ Seine Augen öffnen sich immer mehr, er wirkt nun fast so normal wie in der Werkstatt - als wenn sein Verhalten je als normal eingestuft werden könnte.

„Wünscht der Herr über das Reich der Toten, dass ich etwas Essen bereite?“ Frank Torborg hat inzwischen einen heftigen Hunger bekommen, ihm knurrt beinahe der Magen.

Ludwig Petersen sieht ihn etwas irritiert an, er räuspert sich. „Äh, ja. Ich könnte auch etwas zu essen gebrauchen.“ Seine Stimme ist jetzt wieder so monoton wie jeden Tag.

„Gut, ich werde die Pizza aufwärmen, dann schmeckt sie auch wieder.“ Der Trancezustand des Ludwig Petersen scheint vorbei zu sein. Frank Torborg geht voraus in die Küche, die ist als einziger Raum im Haus richtig freundlich, sonst würde er sie nicht mehr benutzen. Weiße Fliesen mit blauem Muster bedecken alle Wände bis in Tür-Höhe. Der obere Teil der Wände, der Stuck und die Decke, sind weiß gestrichen. Ein Kristalllüster, dessen Glühbirnen gegen moderne LEDs getauscht worden sind, erzeugt ein warmes, helles Licht. An einer Wand der Küche stehen ein alter Kohleofen und ein moderner Elektroherd einträchtig nebeneinander. An der polierten, messingnen Stange des Ofens hängt ein Geschirrtuch, auf der Platte, die jetzt kalt ist, steht ein blinkender Wasserkessel.

Ludwig Petersen sieht sich irritiert um, ganz offensichtlich entspricht der gemütlichste Raum im ganzen Haus nicht seinem Geschmack. Eine ganze Wand ist mit einer modernen Küchenzeile versehen, dort befindet sich neben einer Geschirrspülmaschine und einem Kühlschrank auch eine Mikrowelle.

„Nehmen Sie Platz!“, der Hausherr weist auf einen der Stühle an dem großen Tisch, sechs Personen können hier Platz finden.

Ludwig Petersen setzt sich auf einen der bequemen Stühle, ihm ist etwas unbehaglich, er sitzt auf der Kante, so, als wenn er jeden Moment flüchten müsste.

Frank Torborg stellt erst die Pizza für sich in die Mikrowelle, dann folgt die für seinen Gast. Er deckt Teller auf und legt das Besteck dazu. Schweigend beginnen sie, ihre Pizzas zu verspeisen. Sie sind schön heiß und schmecken recht ordentlich.

„Möchten Sie etwas zu trinken, vielleicht ein Bier? Ich habe auch alkoholfreies Bier, wenn Sie mögen.“

Ludwig Petersen reagiert nicht, langsam und andächtig isst er die Pizza. Frank Torborg setzt gerade an, um seine Frage zu wiederholen, da legt sein Gast die Gabel hin. „Ein Bier wäre gut, alkoholfrei ist nicht nötig.“ Er ist kurz angebunden, wie sonst immer.

Frank Torborg ist fertig mit Essen, er legt das Besteck neben den Teller und steht auf, um das Bier zu holen. „Einen Moment, das Bier ist im Keller.“

Rasch ist er zurück und öffnet mit dem Kapselheber die beiden Flaschen. „Möchten Sie ein Glas, oder macht es Ihnen etwas aus, aus der Flasche zu trinken?“

Doch Ludwig Petersen scheint für den Moment seinen Vorrat an Worten verbraucht zu haben. Reglos blickt er seinen Gastgeber an und greift nach der Flasche.

Frank Torborg zermartert sein Gehirn. Bisher lief alles glatt, besser, als er je zu hoffen gewagt hatte. Aber wie soll er weitermachen? Sein Gast hat die Flasche auf den Tisch gestellt und sieht irgendwie daran vorbei. Woran er wohl denken mag? Denkt so jemand überhaupt wie ein Mensch? Doch dann hat der Hausherr eine Idee. „Es wäre möglich, dass Sie hier wohnen können – wenn Sie mögen.“ Ein zaghafter Versuch, um eine fruchtbare Zusammenarbeit zu ermöglichen. Doch jetzt scheint für so ein Ansinnen nicht der richtige Zeitpunkt zu sein, den Versuch war es wert.

Ludwig Petersens Gesicht zeigt plötzlich Leben, ja, Entsetzen. „Nein!“, ruft er. Und wieder: „Nein, ich will alles so haben, wie es ist.“ Eine kleine Pause. „Nein, nein!“ Er sieht die Flasche an, als wäre sie die Ursache für sein Missfallen. „Nein, nein. Es soll alles bleiben, wie es ist.“

Den Rest des Abends spricht er nicht mehr, wie ein tumber Automat sitzt er am Küchentisch und trinkt gelegentlich aus der Bierflasche. Die ist bald leer, Ludwig Petersen sieht auf seine Armbanduhr, „Ich muss gehen, um diese Zeit gehe ich ins Bett.“

Tatsächlich, es ist gleich halb zwölf. Frank Torborg hat nicht bemerkt, wie rasch die Zeit verstrichen ist, sein Gast hat seine ganze Aufmerksamkeit gefordert. Ludwig Petersen erhebt sich, geht in die Diele und nimmt seinen Motorradhelm vom Kleiderschrank. Der ist in einer nicht mehr üblichen Form, ein halber Helm in Schwarz, mit rotem Aufdruck.

Frank Torborg wartet an der Tür, bis das Geknatter des Zweitaktmotors verklungen ist. Er geht zurück ins Haus und räumt die Küche auf. Immerfort denkt er an den seltsamen Besuch zurück. Irgendwie hat er den Abend verpatzt. Es fing so vielversprechend an, er wurde bereits euphorisch und hat dann versucht, einem Autisten eine Änderung in seinem Leben vorzuschlagen, das konnte nicht funktionieren. Wie sollte er jetzt weiter vorgehen? Sollte er sich Rat von einem Psychiater holen? Nein – er schüttelt den Kopf, noch bevor er den Gedanken zu Ende gesponnen hat. Er kann unmöglich jemand anderen von dieser seltsamen Gabe berichten. Ein Psychiater würde eher den Versuch unternehmen, dem Autisten zu helfen – und das war es dann mit seinem Plan. Er muss zusehen, dass ihm selbst etwas einfällt. Ihm kommt das Telefonbuch wieder in den Sinn, mit den Notizen, die er nach den Bemerkungen des Luzifers eingefügt hat. Das muss er zuallererst prüfen, in den nächsten Tagen wird er beginnen, die Todesanzeigen zu verfolgen.

Er tritt in das Wohnzimmer. Es ist immer noch warm, die Kohle im Kamin ist jedoch fast erloschen, morgen wird er die Asche ausräumen. Er nimmt das Telefonbuch, das gemeinsam mit dem Bleistift auf dem Couchtisch liegt. Er schaltet das rote Licht ab, das immer noch seinen geheimnisvollen Schein an die Wand wirft und geht zum Nebengebäude hinüber. Dorthin, wo er eigentlich lebt - in der alten Villa wird lediglich die Küche von ihm benutzt. Noch an diesem Abend, es ist bereits kurz nach Mitternacht, blättert er das Telefonbuch Seite für Seite durch und überträgt seine Notizen auf ein Blatt Papier.

In den nächsten Tagen verfolgt er peinlich genau die Todesanzeigen in den Zeitungen der Region. In der ersten Woche ist niemand der Namen auf seinem Zettel dabei, zu Beginn der zweiten Woche auch noch nicht. Er beginnt zu zweifeln – war dieser eine Fall mit dem Max Köster vielleicht nur ein Zufall gewesen? Dann wäre der ganze Aufwand mit dem Herrichten des Wohnzimmers verschwendet gewesen.

Doch dann, ein Mittwoch, fast zwei Wochen nach dem Besuch von Ludwig Petersen – findet er im lokalen Tageblatt unter den Todesanzeigen endlich den ersehnten Hinweis. Eine Auguste Tiedemann aus Bützfleth war vor zwei Tagen gestorben, morgen soll die Beisetzung sein. Ja! Es scheint zu klappen. In gehobener Stimmung verfolgt er in den nächsten Tagen sorgfältig die Anzeigen. Und wieder! Sogar zwei passende Anzeigen an einem Tag. Er notiert sich penibel das Todesdatum neben den Namen in seiner Liste.

Drei Wochen später sind sechs der sieben Personen auf seiner Liste nicht mehr am Leben. Die Todesursache – sofern er einen Hinweis darauf findet – fügt er ebenso hinzu. Vier der sechs Verstorbenen sind offenbar an Altersschwäche gestorben, alle vier waren über oder etwas unter 80 Jahre alt. Bei einem der beiden anderen wurde ein Verkehrsunfall erwähnt, der sechste verstarb nach langer, schwerer Krankheit. Bei dem handelte es sich wahrscheinlich um ein Krebsleiden. Der Siebte auf der Liste ist ein Jonas Ackermann, er lebt offenbar noch. Eine Recherche im Internet ergibt, dass er in Agathenburg wohnen sollte. Eine Telefonnummer ist auch angegeben, die er nach etwas Zögern wählt. Es meldet sich eine Frau Ackermann, wahrscheinlich die Frau des Hauses.

„Guten Tag, Frau Ackermann. Mein Name ist Tiedjen. Ich bin Mitarbeiter im Fundbüro der Metronom Bahngesellschaft. In einem unserer Züge ist eine Jacke gefunden worden, mit einem Hinweis auf einen Jonas Ackermann.“

Einen Moment ist Stille am Ende der Leitung. Dann: „Das kann nicht sein. Jonas ist mein Sohn, der ist jetzt im Kindergarten. Mit dem Metronom fährt der nicht, wir fahren nach Möglichkeit gar nicht mit der Bahn, die ist uns zu unzuverlässig.“ Sie macht eine Pause. „Wer sind Sie eigentlich? Seit wann ruft die Bahn zu Hause an?“

„Äh, entschuldigen Sie bitte die Störung.“ Wie elektrisiert beendet er das Gespräch. In Gedanken versunken sieht er aus dem Fenster. Er sitzt in seinem Büro auf dem Asselersand, in der Ferne ist ein Containerschiff auf der Elbe zu erkennen, er nimmt es kaum wahr. Dass der Junge demnächst sterben wird, ist nicht wahrscheinlich. Vielleicht ein Verkehrsunfall? Er beschließt, den Fall zu verfolgen und später noch einmal nachzuhaken. Ludwig Petersen ist in seinen Vorhersagen sicher nicht fehlerfrei, es ist ohnehin ein Wunder, dass es ihm überhaupt möglich ist.

Was ihn weiterhin beschäftigt, ist, wie er den merkwürdigen Mann zu einer intensiven Zusammenarbeit mit ihm bewegen könnte. In seinem Kopf zeichnet sich ein Geschäftsmodell ab, das sehr lukrativ werden könnte. Aber nur, wenn dieser Kerl häufig sein Gast sein würde. Oder besser, wenn er gleich bei ihm wohnen würde. Dann wäre die alte Villa noch für etwas gut.

Der Ausfall des Bordcomputers in seinem SUV führt ihn eine Woche später wieder in das Autohaus. Es stellt sich als ein Software-Problem heraus, das in Sekunden gelöst werden konnte. Nach dem kurzzeitigen Trennen der Batterie war alles wie vorher, lediglich die Fensterheber mussten neu angelernt werden. Das ist die Gelegenheit, den Meister nach dem Lageristen zu befragen. „Sagen Sie, Herr Böttcher, wo wohnt der Herr Petersen eigentlich? Er fährt doch mit einem Motorroller, das ist doch gerade im Winter nicht besonders angenehm.“

Der Kraftfahrzeugmeister nickt. „Das stimmt, unser Ludwig hat nur einen Führerschein für seinen Roller. Wir haben ihn schon ein paar Mal versucht, zu einem Besuch der Fahrschule zu überreden, aber da beißen wir auf Granit. Na ja, Sie haben ihn auch schon kennengelernt.“ Er blickt seinen Kunden an. „Um auf Ihre Frage zu kommen, Herr Petersen wohnt in Hammah, das ist etwa 15 Kilometer von hier entfernt.“

„Interessant. Vielen Dank für die Information.“ Auf jeden Fall ist der Weg zu ihm nach Freiburg nicht weiter, als bis nach Hammah, wo der Lagerist jetzt wohnt. „Wohnt er dort bei seinen Eltern?“

„Nein, Eltern hat der arme Kerl nicht mehr, die sind beide vor 20 Jahren bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Seitdem lebt er bei einer Tante. Dort wird er mehr geduldet, als gern gesehen.“

„Da ist er eher ein armes Würstchen. Kein Wunder, dass er so merkwürdig ist.“

„Ja, daran mag es liegen. Obwohl – Autismus ist wohl eher eine genetische Störung. Wie auch immer, als Lagerist ist er unübertroffen. Wir schätzen ihn deshalb sehr und tolerieren seine sozialen Defizite.“

Frank Torborg nickt teilnahmsvoll. Obwohl – zu echten menschlichen Regungen ist er nicht imstande, es steckt lediglich eiskalte Kalkulation dahinter. Vielleicht ist der frühe Tod der Eltern bei einem Autisten der Grund für die Fähigkeit, einen baldigen Tod zu erkennen? Ein Psychiater könnte sicher mehr dazu sagen.

Wie bringt er den Mann dazu, sich wieder in Luzifer zu verwandeln und den Tod vorherzusagen? Einmal funktionierte es bereits hervorragend – aber ein zweites Mal? Das Verhalten von Ludwig Petersen ist kaum vorauszusehen.

Ein paar Tage später sitzt Frank Torborg bei sich zu Hause, in der Stube im Nebengebäude der Jugendstilvilla. Im Fernsehen ist gerade eine Werbepause, er blättert in einem der Prospekte, die mit der Zeitung mitgekommen sind. Eine Doppelseite beschäftigt sich mit Kinderspielen, er will weiterblättern, da fällt sein Blick auf eines der Bilder. Es zeigt einen Jungen, der als Magier verkleidet ist. Er hat einen schwarzen Zylinder auf dem Kopf, dazu trägt er einen schwarzen Umhang. Der Umhang! So etwas sollte er sich für seinen Teufel besorgen, darin hat er sehr viel Ähnlichkeit mit dem Herrscher der Unterwelt, jedenfalls so, wie Ludwig Petersen ihn sich offenbar vorstellen könnte.

Den Umhang gibt es in drei Größen, für Kinder und Jugendliche, er bestellt die größte Ausführung. Der ist für Größen bis 1,80 Meter, das sollte passen. Ludwig Petersen ist eher klein, dafür etwas pummelig.

Wenige Tage später trifft ein kleines Paket ein, es ist der schwarze Umhang. Frank Torborg legt ihn sich zur Probe um. Bei ihm ist er etwas kurz und sieht etwas albern aus, bei Luzifer müsste es stimmen. Er wird mit einer Schnalle vor der Brust befestigt und bedeckt die Schultern. Er dreht sich vorm Spiegel, ja das sollte dem Lageristen passen. Er packt den Umhang wieder ein.

Zwei Tage später hat er wieder Zeit, das Ford-Autohaus zu besuchen. Er ist berufstätig, da muss er warten, bis sich eine passende Gelegenheit ergibt - obwohl ihm mehr und mehr die Lust vergeht, jeden Tag seine Aufgaben abzuarbeiten. Gerade jetzt, da sich eine viel interessantere und einträglichere Verdienstmöglichkeit abzeichnet.

Herr Petersen ist in seinem Lager, es ist so schlecht beleuchtet und unheimlich wie jeden Tag.

„Herr Torborg, Sie wünschen?“ Die Augen des Lageristen mustern ihn, wie alle anderen Besucher des Lagers, gleichgültig, fast desinteressiert.

Der legt das kleine Paket auf den Tresen und öffnet es. Er fasst den Umhang am Kragen und hebt ihn in die Höhe. Schwarz, ein wenig unheimlich, entfaltet er sich zu seiner vollen Größe. „Wie gefällt Ihnen das?“ Er bewegt ihn etwas hin und her, lautlos folgt der schwarze Stoff der Bewegung seiner Hände. „Stellen Sie sich vor, wie sie ihn umgelegt haben und sich damit in unserem Wohnzimmer Ihren Träumen hingeben.“ Aufmerksam verfolgt er jede Regung im feisten Gesicht des Lageristen.

Der ist deutlich lebhafter geworden, möglicherweise erinnert er sich an den letzten Besuch und die Traumbilder, die er so genossen hatte. Er nickt. „Ja, das könnte Ludwig gefallen, ja das ist gut.“ Er streckt die Arme aus und greift fast andächtig nach dem Umhang.

Frank Torborg unterdrückt ein zufriedenes Grinsen und lässt den Mann gewähren. Er hat offenbar dessen kranke Denkweise richtig eingeschätzt. „Wie sieht es aus? Möchten Sie wieder zu mir kommen?“

Sie einigen sich auf den morgigen Abend, dann ist ohnehin Freitag, dann haben sie mehr Spielraum. Den Umhang nimmt er wieder mit. „Damit Sie auf jeden Fall kommen!“, setzt er nachdrücklich mit einem Grinsen hinzu.

Der Abend läuft fast genauso ab, wie schon das erste Mal. Ludwig Petersen legt sich ehrfürchtig den Umhang um. Er dreht sich hin und her und genießt, wie sich der Stoff bewegt, anschließend sinkt er in die Polster der Couch und schließt die Augen. Es dauert nicht lange und er gibt sich seinen Wahnvorstellungen hin. Heute dauert die Traumphase deutlich länger als noch das vorige Mal, Frank Torborg nimmt es mit Befriedigung wahr.

Auch die folgende Wachphase, in der er sich als Herrscher der Unterwelt fühlt und Frank Torborg zu seinem Diener Asmodi konvertiert, hält sehr viel länger an. Geduldig arbeitet er mit ihm wieder das Telefonbuch durch, am Ende sind etwa ein Dutzend Einträge erfolgt.

Es ist bereits nach Mitternacht, als sich Ludwig Petersen mit seinem Roller auf den Heimweg begibt.

Das folgende Wochenende ist für Frank Torborg mit viel Arbeit gefüllt. Er versucht zu den Personen, die in den nächsten Wochen sterben werden, möglichst wohlhabende Angehörige und gute Bekannte zu finden. Die Arbeit ist mühsam, auch ist sie nicht alleine durch Recherche im Internet zu bewerkstelligen.

Ein E-Mail-Programm muss gefunden werden, um die zu Erpressenden zu informieren, ohne dass die Nachrichten zurückverfolgt werden können. Mit der Proton-Mail eines Schweizer Entwicklers findet er eine geeignete Software. Die Information des reichen Angehörigen muss natürlich erfolgen, bevor der Verwandte/Bekannte gestorben ist. Hinterher wäre es einfach, dann würde die Nachricht ihren Zweck, den wohlhabenden Onkel, Arbeitgeber, Vorgesetzter, oder was auch immer, zu erschrecken oder zu verunsichern, nicht erfüllen.

Ein anderes Problem ist das der Geldübergabe, denn die ist bei den Erpressungen immer die Achillesferse. Er erinnert sich, neulich im Außendeichgebiet an der Elbe, eine Drohne fliegen gesehen zu haben, es war eine kleine, mit vier Motoren. Das wäre eine Möglichkeit, seine Recherchen werden auch bald fündig. Eine große Drohne, mit starken Motoren und einer großen Batterie. Sie trägt Lasten bis sechs Kilogramm, fliegt mit fast 80 Kilometer pro Stunde und hat eine Reichweite der Batterie von 25 Minuten.

Eine Woche später trifft das fast 5000 Euro teure Teil bei ihm ein. Erste Testflüge auf seinem über 30 Hektar großen Grundstück laufen zu seiner vollen Zufriedenheit ab.

Ludwig Petersen kommt immer wieder zu einem Besuch vorbei, der Aufenthalt in der Villa des Frank Torborg wird immer häufiger wahrgenommen.

Eines Abends wiederholt er die Frage, ob sein Gast nicht ständig bei ihm wohnen möge. Ludwig Petersen ist nicht mehr so erschrocken, als er die Frage zum ersten Mal gestellt bekommen hat.

„Ich habe mir schon ein Zimmer ausgesucht, wenn Sie sich das mal ansehen mögen?“, fügt der Hausherr hinzu. Er tritt in das Treppenhaus und steigt die Treppe langsam hinauf, gelegentlich knarrt eine der altersschwachen Stufen. Er vergewissert sich, dass ihm Ludwig folgt.

Der ist dicht hinter ihm, neugierig suchen seine Blicke das Obergeschoss ab. Seine Wahnträume wirken heute lange nach, er ist noch nicht in seine übliche Teilnahmslosigkeit verfallen.

Frank Torborg schaltet das Licht im Obergeschoss an. Auch hier sind dunkle Tapeten an den Wänden, die einen großen Teil der ohnehin schwachen Beleuchtung schlucken. Er öffnet die Tür zum Turmzimmer, in einer Ecke leuchten lediglich zwei Kerzen, die nur wenig Licht geben. Ludwig Petersen folgt ihm und bleibt in der Mitte des Raumes stehen. Es ist dunkel draußen, große Fenster reichen fast bis zum Boden. In früheren Zeiten konnte man am Tag bis zur Elbe sehen, inzwischen sind die Bäume so hoch geworden, dass das nicht mehr möglich ist. Nun bilden sie kaum erkennbare, dunkle Schatten, die sich im Nachtwind gespenstisch bewegen.

„Ja, hier gefällt es mir“, flüstert Luzifer leise. „Hier möchte ich bleiben.“

Na bitte, es geht doch. Frank Torborg ist sehr mit sich zufrieden, es bedurfte zwar viel Vorbereitung, es wird sich sicher auszahlen. „Sie können auch ein anderes Zimmer haben. Ich schliesse Ihnen gerne eine der anderen Türen auf.“

„Nein, nein. Das ist so in Ordnung, es gefällt mir ganz ausgezeichnet.“

„Ach ja, Julia. Wo du gerade hier bist.“ Das ist die Gelegenheit, sie von diesem lästigen Fall des verschwundenen Geschäftspartners abzulenken. „In Sachen Engel bin ich inzwischen weitergekommen. Es passt sehr gut, dass die Kommissarin in den nächsten Tagen kommen will. Deshalb ist es auch piep-egal, was sie dich oder mich fragen will. Ich habe einen Versuch aufgebaut, den würde ich dir gerne vorführen.“

Julia sieht ihn anerkennend an. Ja, das ist ihr Frank. Immer hat er so geniale Einfälle, er ist der eigentliche Teufel in dieser Runde. Sie folgt ihm neugierig in die Remise.

Frank Torborg führt sie in seine Bastelecke, in der die Schaufensterpuppe steht. „So, meine Liebe. Ich habe etwas vorbereitet, um die Kommissarin, die von unserem Luzifer in seinem abstrusen Weltbild als Engel gesehen wurde, mit viel Simsalabim aus der Welt zu schaffen.“

Julia Köster blickt erstaunt und bewundernd auf die Engel-Attrappe. Inzwischen hat Frank die Flügel montiert, ein leichter und weißer Kunststoff in Flügelform. Er geht zu dem Verstärker mit den Lautsprechern und schaltet ihn ein. Zuerst sind leise

Klänge zu hören, es ist die Sinfonie »Also sprach Zarathustra«, geschrieben von Nietzsche, vertont von Richard Strauss. Als nächstes schaltet er das Netzteil des Tesla-Transformators ein. Dessen leises Summen wird durch die immer stärker werdenden Klänge der Sinfonie übertönt.

„So, pass auf, jetzt kommt es!“, ruft er, und zeigt auf das silberne Kruzifix, das am Hals der Schaufensterpuppe hängt. „Wenn ich dir ein Zeichen gebe, berührst du mit dem Finger das Kreuz, das soll später Luzifer machen.“

Gebannt betrachtet Julia das beängstigende Szenario, Frank holt aus einer der Werkzeugschubladen eine kleine Pistole mit Schalldämpfer hervor. „Da sind jetzt nur Platzpatronen drin, später wird es echte Munition sein!“, ruft er, um die laute Musik zu übertönen.

„Jetzt!“

Julia tupft mit dem Finger auf das Kruzifix, ein lauter Donner ist nun der Musik beigemischt und erfüllt den Raum, ein greller Blitz springt von der Decke zum Kopf der Puppe und gleitet mit blauen Zuckungen an ihr herunter. Frank schießt die Platzpatrone ab, der gedämpfte Knall geht völlig in dem Lärm der Sinfonie unter.

Es riecht etwas angebrannt, die eben noch ohrenbetäubende Musik verebbt in leiser werdenden Klängen, weißer Rauch umschwebt die Puppe in dem weißen Kleid und verzieht sich langsam.

Julia sieht noch erschrocken auf die gespenstische Szenerie. „Mein, Gott, Frank! Wenn Luzifer danach nicht überzeugt ist, den Engel aus seinem Reich entfernt zu haben, dann weiß ich wirklich nicht.“

„Ja, gut, was?“, er sonnt sich in ihrer Bewunderung. „Nun muss ich noch die Musikanlage und den Trafo für den Blitz in sein Wohnzimmer schaffen.“ Die Kommissarin will Julia in ein paar Tagen aufsuchen, bis dahin muss er noch den Keller als Gefängnis herrichten. Die spektakuläre Tötung soll möglichst noch am gleichen Tag über die Bühne gehen, je länger der Aufenthalt in seinem Keller, desto größer ist die Gefahr der Entdeckung. Die Kommissarin wird ganz sicher bald vermisst, und mit großem Aufgebot gesucht werden.

„Sag, mal, Frank, was hältst du davon, wenn ich die Kommissarin erschießen würde? Du hast doch genug mit der Technik zu tun.“

Das stimmt allerdings, er lässt sich ihre Frage durch den Kopf gehen. „Das würde mir tatsächlich helfen. Aber warum willst du das auf dich nehmen? Das ist Mord!“

Sie zuckt mit den Schultern. „Es wird für uns beide keinen Unterschied machen, wir stecken gleichermaßen in der Sache drin.“ Außerdem sind ihr zu hübsche Frauen ein Dorn im Auge, vor allem, wenn sie in die Nähe von ihrem Liebling kommen. „Die Kommissarin muss weg, wer weiß, was die noch alles herausfinden würde.“

Sie sind sich wieder einig in ihrer teuflischen Gemeinsamkeit, mit ihren diabolischen Ideen übertrumpfen sie sich gegenseitig immer wieder aufs Neue. Heute Abend werden sie sich wieder vereinigen, das spüren sie beide. Schmerzhaft und leidenschaftlich, inspiriert durch den Gedanken an den geplanten spektakulären Tod eines arglosen Menschen.

## Der Vorhof zur Hölle

....

....

Die nächste Tür führt in ein Treppenhaus. Es mag etwa vier Meter im Quadrat sein, eichene Stufen schrauben sich an der Wand in das Obergeschoss hinauf, das Geländer ist aufwendig gedrechselt. Es ist völlig finster, kein Ton erreicht sein Ohr, das einzige Licht gibt seine Taschenlampe. Die Wände sind mit alten, strukturierten Tapeten bedeckt, die dunklen Farben lassen den Raum noch gespenstischer erscheinen, als es der zuckende Lichtstrahl der Lampe alleine vermag. Er öffnet vorsichtig die erste Tür. Es ist die Küche, helle Fliesen mit blauem Muster lassen den Raum unerwartet freundlich erscheinen. Das Licht der Lampe gleitet über einen großen Tisch, eine Arbeitsplatte und einige Küchengeräte. Die Schränke sind zu klein, um einen Menschen zu verbergen.

Der nächste Raum erscheint im ersten Moment wie ein unendlich großes, schwarzes Loch. Das Licht der Lampe wird von den dunklen Tapeten und den schwarzen Möbeln fast vollständig aufgesogen. Alexander hat schon viel erlebt, doch dieser Raum übersteigt alles bisher Gesehene. Ihm drängt sich die Vorstellung eines Teufels auf, der auf der schwarzen Couch sitzt und mit einer Geißel in der Hand über die Lebenden Todesurteile spricht. Brr, er schüttelt sich.

Ansonsten ist der Raum leer, es gibt keine Schränke oder andere Behälter, in denen man einen Menschen verstecken könnte. Ein weiterer Raum ist bis auf ein großes Bett völlig leer. Es ist mit einem großen Tuch abgedeckt, er bückt sich und leuchtet mit der Lampe darunter. Nein, hier ist niemand, er hatte es auch nicht erwartet. Es gibt noch drei kleinere Räume, einer scheint ein Arbeitszimmer zu sein, die beiden anderen sind ein Abstellraum und ein weiteres Schlafzimmer. Sie enthalten die typische Einrichtung und sind offenbar lange nicht benutzt worden. Dicker Staub liegt auf den Möbeln, hier ist seit langer Zeit niemand gewesen.

Jetzt steht er wieder im Treppenhaus, irgendwie gruselt ihm. Er hatte insgeheim gehofft, dass seine Suche im Erdgeschoss zum Erfolg führen würde, nun muss er sich doch in die finstere Höhe wagen.

Schritt für Schritt steigt er die Treppe nach oben. Einige Stufen knarren leise, was ihn jedes Mal zusammenzucken lässt. Nun steht er im Obergeschoss, auch hier gibt es kein Licht. Wenn hier jemand wohnt, schläft der inzwischen sicher. Er horcht an jeder Tür, bevor er eintritt. Eines nach dem anderen untersucht er die Zimmer, sie sind leer. Gelegentlich steht ein Tisch oder Stuhl darin, in einem befindet sich ein Regal an der Wand, bis oben hin gefüllt mit eingestaubten Büchern.

Der letzte, noch nicht untersuchte Zugang führt in das Turmzimmer, er horcht wieder an der Tür. Er meint, leise Atemzüge zu hören. Er fasst den Griff, da ertönt eine Stimme hinter ihm:

„Bist du gekommen, Iblis, mir zu helfen?“

Viele Jahre im Terroreinsatz haben ihn gelehrt, nicht panisch zu reagieren, aber nun hat nicht viel gefehlt. Sein Herz hat einige hastige Schläge ausgeführt, langsam beruhigt es sich wieder. Die Atemzüge kommen von einer Person, die jetzt hinter ihm steht.

Alexander dreht sich erschrocken um. Hinter ihm steht ein Mann, Mitte dreißig, etwas pummelig, schütteres, dunkelblondes Haar. Unter dem schwarzen Nachtzeug sieht ein eingegipstes Bein hervor. Er lässt den Schein seiner Lampe kurz über den Mann huschen, mit der anderen Hand fühlt er nach seiner Waffe.

„Komm mit in mein Reich, Iblis, ich warte schon so lange auf dich.“

Wer zum Teufel ist Iblis? Meint er etwa eine Sagengestalt aus der Hölle, aus einer dunklen Mythologie? Oder ist das hier ein perfides Spiel, das jemand mit ihm treibt?

Der Mann in der schwarzen Schlafkleidung geht langsam humpelnd voraus, er dreht sich kurz um, um sicherzugehen, dass ihm Alexander folgt. Er betritt das Turmzimmer, es ist fast dunkel, auf einem niedrigen Tisch leuchtet eine Kerze und erzeugt einen blassen, zuckenden Schein. Der Mann zeigt auf einen schwarzen Sessel neben dem Bett. „Setz dich doch, Iblis, fühl‘ dich wohl in meinem Reich.“

Alexander nimmt Platz und mustert sein Gegenüber aufmerksam. Der Mann bewegt sich fast träumerisch, schlafwandelt er etwa? Irgendwie erinnert ihn dessen schwarzes Nachtzeug an seine eigene Aufmachung. Ist diese Gemeinsamkeit vielleicht der Grund für die überraschende Vertraulichkeit? Glaubt der merkwürdige Mann, in ihm einen Gesinnungsgenossen gefunden zu haben? „Wie kann ich Ihnen helfen?“, fragt er, um auf dessen Andeutung einzugehen.

„Vor ein paar Tagen ist ein Engel erschienen, um mich aus meinem Reich zu vertreiben. Sie sind sicher von Asmodi gerufen worden, um ihn zu vernichten. Ich bin so froh, dass Sie hier sind, Iblis.“

Alexander sieht den schwarz gekleideten Mann entsetzt an. Was redet der für ein wirres Zeug? Er scheint ihm nicht ganz richtig im Kopf. Eines ist sicher: Christine ist auch nicht hier oben, was ihm bleibt, ist der Keller. Was ist mit diesem Engel, der sein Gegenüber holen will? „Ich bin froh, dass wir uns endlich kennenlernen“, geht er auf dessen seltsame Sprechweise ein. „Ich werde morgen wiederkommen, dann werde ich den Engel holen und Sie in ihr Reich zurückführen.“

Sein schwarzes Gegenüber wirkt beruhigt, entspannt lehnt er sich zurück. „Ja, das ist gut. Ich warte dann morgen auf Ihr Erscheinen, Iblis.“

Alexander ist hoch gespannt, ganz im Gegensatz zu dem Bewohner dieses Raumes. Der lehnt in einem Sessel und wirkt, als schlafe er, beleuchtet nur vom flackernden Licht der Kerze. Wirre, zuckende Schatten zeichnen sich an der rückwärtigen Wand ab. Der Mann hebt die Hand zum Gruß, Alexander erwidert die Geste und steht ein paar Sekunden später wieder im Treppenhaus.

Er schaltet seine Taschenlampe ein, der ehemals kräftige Schein leuchtet nur noch sehr blass, vermutlich gehen die Batterien zur Neige. Ein Blick auf die Uhr zeigt ihm, dass er bereits mehrere Stunden in diesen Gebäuden ist, fast immer unter Zuhilfenahme der Lampe. Auf dem Weg in das Erdgeschoss wird sein Licht immer schwächer, es nützt nichts, er muss die weitere Suche morgen fortsetzen. Er kann und wird nicht mehr bis zum Abend warten, da ist etwas mit Christine, das keinen Aufschub zulässt. Vielleicht kann er den Keller betreten, ohne erkannt zu werden. Unbemerkt verlässt er das Grundstück und steigt auf sein Rad, leise surrt der Dynamo auf dem Weg zum Stellplatz. Die Straßenlampen sind ausgeschaltet, so ist er auf den unruhigen Schein der Fahrradleuchte angewiesen. Es ist vier Uhr am Morgen, als er das Wohnmobil erreicht. Bevor er in einen bleiernen Schlaf fällt, sinnt er noch über den merkwürdigen Bewohner des Turmzimmers nach. Was ist das für jemand? Ist er vielleicht geistesgestört? Es scheint ihm, als wenn ihm seine schwarze Tarnkleidung einen unerwarteten Zugang verschafft hat. Er hat keine Idee warum, aber offenbar hat er etwas in dem seltsamen Mann geweckt.